

## **Stiftung Frauenhaus Zürich**

Symposium „... und es kommen Frauen“ im Kirchengemeindehaus Neumünster, Zürich, 06. November 2008

---

Prof. Dr. **Kurt Imhof**, Universität Zürich Soziologisches Institut Forschungsbereich Öffentlichkeit und Gesellschaft

## **„Die Schweiz wird deutsch!“**

Vom September 2006 bis zum April 2008 beschäftigte sich die deutschschweizerische Medienarena mit einem Thema, das die NZZ am Sonntag als dem Phänomen weit hinterher hinkende aber den anderen Medien vorausseilende Primeur-Setterin schon am Februar 2006 angerissen hatte: „Die Hochdeutschen kommen“ (NZZ am Sonntag, 5. Februar 2006).

Diese Thematik ist eine Folge des Paradigmenwechsels der Schweizerischen Immigrationspolitik in den 1990er Jahren: der Bevorzugung qualifizierter Einwanderer aus den EU-/EFTA-Ländern auf Kosten der Immigranten aus den übrigen Staaten. Bereits seit 1997 haben wir es mit einem starken Anstieg der Migration aus EU-/EFTA-Ländern zu tun und seit der Jahrtausendwende fällt die Immigration aus den übrigen Staaten steil ab. Durch das Abkommen über die Personenfreizügigkeit im Rahmen der Bilateralen I von 2002 wurde diese Scherenbewegung verstärkt, weil dadurch die Rechtsstellung der Migranten aus den EU-/EFTA-Ländern ab 2004 nochmals verbessert wurde.

Diesem Paradigmenwechsel in der schweizerischen Ausländerpolitik ist ein bemerkenswerter Erfolg beschieden. Gemessen an den Zielen ist dem schweizerischen politischen System in einer schwierigen Regelungsmaterie ein eindrucklicher Beweis seiner Steuerungsfähigkeit gelungen, ohne dass darüber ausserhalb von Expertenkreisen diskutiert worden wäre. Wir stehen vor der Situation, dass sich die Immigration von aussereuropäischen zu europäischen Ländern, von Süden nach Norden und von niedrig qualifizierten zu hoch qualifizierten Migranten verschoben hat, ohne dass die ausländerpolitischen Debatten dies reflektiert hätten. Bis zu den Berichten über die ‚Deutschen‘ in der Schweiz fand diese Umkehrung der Zusammensetzung der Immigration keine Aufmerksamkeit. Im Gegenteil: Eine durch politische Akteure und Medien eifrig bewirtschaftete Thematisierung der Unterschichtmigration in Gestalt von Asylbewerbern aus Kriegs-, Verfolgungs- und Ar-

mutskontexten des Südens und der Devianz ausländischer Jugendlicher dominierte die politischen Auseinandersetzungen so stark, dass sich als einziger Konsens aller politischen Parteien, der Medien und der Experten bezüglich der Wahlerfolge der SVP von den 1991 bis 2007 die ‚Einsicht‘ durchsetzte, dass sich dieser politische Akteur eben am besten der Sorgen der Bürgerinnen und Bürger angenommen habe.

Nun fallen jedoch die Sorgen der Bürgerinnen und Bürger nicht vom Himmel. Diese Sorgen sind entweder ganz erdnahe und spürbare Bedrängnisse im Alltag oder es sind diejenigen Problematisierungen, die in der öffentlichen, vorab medienvermittelten Kommunikation dominieren. Das eine schliesst das andere nicht aus, jedoch nicht zwingend ein. Erfolgreiche politische Problematisierungen haben zumeist nicht die Qualität spürbarer Alltagsbedrängnisse. Dass der Fluglärm ein Problem darstellt ist allen klar, aber nicht alle leiden unter Fluglärm. Dass die Schweizerische Sicherheitspolitik seit dem Ende des Kalten Krieges ein Orientierungsproblem hat, stört nicht unser Berufs- oder Familienleben. Dass sich die Klimaerwärmung als anerkanntes Problem durchgesetzt hat, ist nicht unseren Sinnen zu verdanken – wir können die Klimaveränderung nicht spüren. Was wir aber auf jeden Fall spüren, das sind die dominierenden Problematisierungen des Bestehenden in der politischen Öffentlichkeit. Das bedeutet, dass die als dringlich geltenden und entsprechend zu regelnden Probleme in der politischen Öffentlichkeit demokratischer Gesellschaften um Resonanz kandidieren. Diejenigen Problematisierungen, die sich in der öffentlichen Kommunikation durchsetzen, versorgen das politische System mit Problemen und über Wahlen wird dieses System in aller Regel auch mit dem Personal desjenigen politischen Akteurs versorgt, dem es gelang seinen Problematisierungen am meisten Definitionsmacht zu verleihen. Definitionsmacht in der politischen Öffentlichkeit verwandelt sich im Gesetzgebungsverfahren innerhalb des politischen Systems in politische Macht und am Schluss dieses immer wiederkehrenden Prozesses steuern sich demokratischen Gesellschaften in der Sprache des Rechts und durch administrative Macht. Diese Kybernetik von errungener Definitionsmacht, politischer und administrativer Macht spielt sich vor unseren Augen also in aller Öffentlichkeit ab.

Inwieweit diejenigen Problematisierungen, die sich in diesem permanenten Resonanz- und Relevanzwettbewerb durchsetzen, mit guten Gründen die Probleme sind, mit denen sich die Arenen der politischen Öffentlichkeit, die Medienarena und das Parlament am meisten beschäftigen und die die politischen Gewichte bestimmen, hängt von der Qualität der Debatten in eben dieser politischen Öffentlichkeit ab.

Bevor wir uns der Problematisierung der ‚Deutschen‘ in der Schweiz zuwenden, um einen Eindruck der aktuellen Qualität der Auseinandersetzung in der Medienarena zu erhalten, ist es zweckmässig sich die ausländerpolitische Ausgangslage zu vergegenwärtigen. Die sukzessive Schliessung des Zugangstors zur Schweiz für die ursprünglich massiv beförderte Immigration durch niedrig qualifizierte ‚Gastarbeiter‘ ab der zweiten Hälfte der 1970er Jahre hatte eine Steigerung der Immigration durch das Tor des Asylrechts zur Folge. Selbstverständlich wurde dieses Tor auch durch Kriegs-, Verfolgungs- und Armutbedrängnisse ebenso wie durch die Hoffnungen auf ein besseres Leben immer wichtiger, um in die Schweiz zu (ent)kommen. Seit der zweiten Hälfte der 1980er Jahre und insbesondere in den 1990er Jahren fand eine massive und permanente Problematisierung der Asylumigration statt und machte das Asylrecht zur Dauerbaustelle in der schweizerischen Politik. Aufgrund dieser äusserst erfolgreichen Problematisierung und durch die Bedürfnisse der schweizerischen Wirtschaft nach qualifizierten Einwanderern wurde in Gestalt des Drei-Kreise-Modells die schweizerische Ausländerpolitik 1991 offiziell neu festgelegt: der erste und prioritäre Kreis bezog sich auf die EU-/EFTA-Länder. Im Hinblick auf die Personenfreizügigkeit im Kontext der europäischen Integration und im Zuge des Steuer- und Standortwettbewerbs wurde diese Politik durch die 1990er Jahre hindurch akzentuiert. 1998 wurde das Drei-Kreise-Modell durch das „duale Zulassungssystem“ abgelöst, das die Einwanderung aus den EU-/EFTA-Ländern weiter privilegierte. Diese Ausländerpolitik führte zur Abschaffung des Saisonierstatus, zum Rückgang der Asylbewerber aufgrund der Verschärfung des Asylrechts und zur Personenfreizügigkeit der Bilateralen I. Dadurch wurde das erzielt, was gewollt war: hoch qualifizierte Migration aus Europa, insbesondere aus Nordeuropa. Der Erfolg zeigte sich bereits ab 1997 durch den steilen Anstieg der Einwanderung aus Deutschland.

### **Die hässlichen ‚Deutschen‘**

Zehn Jahre später, am 7. Februar 2007 manifestiert sich diese fundamentale Verschiebung der Immigration von einer Unterschichtungsmigration in eine Durch- und Überschichtungsmigration in der Medienarena der deutschen Schweiz auf sehr spezielle Weise. In einem Interview des Tages-Anzeigers macht der Zürcher Germanist Peter von Matt eine bemerkenswerte Äusserung: „... in der Schweiz bilden die Hohlköpfe immer noch die deutliche Minderheit. Man hat aber gelegentlich den

Eindruck, sie seien das umworbene Zielpublikum der Medien.“ In diesem Interview ging es laut Untertitel um das Bild vom „hässlichen Deutschen“, das die Schweizer Medien konstruieren würden. In der Tat hatten wir es zu diesem Zeitpunkt seit vier Monaten mit einer anschwellenden ‚Berichterstattung‘ über ‚Deutsche‘ in der Schweiz zu tun. Freilich trifft der altehrwürdige Begriff der Berichterstattung den Sachverhalt schlecht. Er stammt aus einer Zeit, in der die Redakteure noch über Dinge draussen in der Welt, also ausserhalb der Medienwelt berichteten und davon überzeugt waren, hierfür über die nötigen Relevanzkriterien zu verfügen. Diese Kriterien speisten sich aus einem redaktionellen Selbstverständnis, das bei den parteiverbundenen oder parteinahen Zeitungen durch eine Weltanschauung geprägt war, die sich gut eignete, Wesentliches vom Unwesentlichen – insbesondere Freund von Feind – zu unterscheiden und das Staatsbürgerpublikum darüber aufzuklären. Das war der Gestus. Ein sehr guter Grund, in diesem Gestus etwas über die Welt zu berichten, war der Streit der Fraktionen in den Räten, insbesondere über die Vorstösse und Argumente derjenigen Partei, der man – auch persönlich – angehörte. Die Zeitungen waren Teile des Politischen und entsprechend war ein weiterer guter Grund, über etwas in der Welt zu berichten, wenn die andere Parteizeitung die eigene Parteizeitung bezüglich einer Position in einer politischen Frage angriff und diese Auseinandersetzung vollzog sich tagtäglich. Dadurch profitierte die politische Öffentlichkeit von den Institutionalisierungs- und Strukturierungsleistungen des Parlaments, einer währschaften weltanschaulichen Erkenntnisbasis, und insbesondere vom zahlen- und faktenhaltigen Streit der Argumente. Für den Rest der Welt hielt man sich Spezialisten in redaktionellen Ressorts, die sich in den Eigenlogiken von Nationen, Regionen und gesellschaftlichen Teilbereichen auskannten, um, durchaus auch auf festem weltanschaulichem Boden, Wissenswertes auszusondern. Der öffentlich-rechtliche Rundfunk und die qualitätsorientierten Forumszeitungen entbehrten dagegen einer direkten weltanschaulichen Grundorientierung (auch wenn diese, wenn sie wie etwa im Kalten Krieg hegemonial wurde, auch bei ihnen die Agenda bestimmte). Sie mussten den professionellen Journalismus mitsamt seinen Relevanzkriterien erfinden. Auf den einfachsten Nenner gebracht, und darin kopierten der Rundfunk wie die Forumsmedien die Parteimedien, war relevant, was die Politik an Nachrichten produzierte. Die Forumsmedien versuchten darüber hinaus, die Auseinandersetzung zwischen den Parteiblättern im eigenen Blatt, eben im Forum, zu reproduzieren. Der Rest war Vermischtes und ebenfalls eine Fülle von Ressorts mit Redakteuren, die einiges über das wussten, wovon sie berichteten.

Mit den „hässlichen Deutschen“, die uns vom September 2006 bis zum April 2008 (und mit einigen Ausläufern bis in die Gegenwart) in unseren Medien entgegentraten, hat diese Berichterstattung kaum mehr etwas zu tun. Die Verbindung dieser Beiträge zu Vorgängen in der Welt ausserhalb der Medien ist vor allem das, was die Medien selbst an Relevanz hinein pumpen. Einer Berichterstattung von Redakteuren, die den Ausschnitt der Welt, den ihr Ressort bearbeitet, von der Pike auf kennen, entsprechen die Berichte über die ‚Deutschen‘ nicht. Über ‚Deutsche‘ oder über ‚Frauen‘, ‚Männer‘ und ‚Haustiere‘ kann jeder etwas schreiben und jeder tut es. Bei solchen Themen ist die Blickrichtung unserer Gegenwartsmedien nicht mehr auf eine Welt ausserhalb der Medien gerichtet, um Relevantes zu vermitteln, sondern auf das, was die Medien in vollständig auseinandersetzungsfreier Themenübernahme in der Annahme berichten, dass es das Publikum interessiere. Weil dieses Publikum keine andere Möglichkeit hat, die Welt zu beobachten, als die Medien zu beobachten, kann es sich schlecht wehren, und dies führt uns in die kafkaesken Zirkel anschwellender Kommunikationsblasen, die sich eine Weile selbst ernähren und uns Relevanz vorgaukeln. Jedoch: Vorgegaukelte Relevanz ist relevant auch für die Relevanzproduzenten selbst. Innerhalb solch anschwellender Kommunikationsblasen können auch sie zu Hohlköpfen werden, weil das, was die Welt in diesen Kommunikationsblasen zurückspiegelt, das ist, was man selbst mitproduziert und das Echo in der Medienarena und aus dem Publikum gibt einem recht.

Nun ist aber die Einwanderung gut gebildeter und oft berufserfahrener Migranten aus dem angelsächsischen Raum, Deutschland, Österreich und Skandinavien keineswegs ein belangloses Thema. Wenn sich eine jahrzehntelange Unterschichtungsmigration in ihr Gegenteil kehrt, dann verliert nicht nur der Lifteffekt für ausgebildete Einheimische hinsichtlich Verantwortungspositionen und Berufsprestige an Bedeutung, sondern durch die Durchmischungsmigration werden ausgerechnet diejenigen konkurrenziert, die durch diesen Lifteffekt gewonnen haben. Während die jahrzehntelange Unterschichtungsmigration diejenigen Schweizer bedrängte, die über keine oder wenig Berufsqualifikationen verfügten, erhält nun durch die Überschichtung der mittlere und höhere Mittelstand Konkurrenz: Klassische Karrierepfade büssen an Geltung ein, die einst verlässliche Erwartung über die Zeit belohnt zu werden, wird verunsichert, das klassischste aller Beförderungsprinzipien, das Anciennitätsprinzip erodiert und dadurch lassen sich Karrieren nicht mehr abschätzen. Dieses tatsächliche Alltagsbedrängnis in all seinen Fassetten in den Mittelschichten wäre durchaus eine öffentliche Auseinanderset-

zung wert. Darauf wird am Schluss eingegangen. Zuerst wird nun die real existierende Auseinandersetzung mit den ‚Deutschen‘ dargestellt.

### **Relevanz um jeden Preis**

Am 11. Februar, vier Tage nach der Hohlkopfsentenz von Peter von Matt steigt der Sonntagsblick in das Thema ein und bereitet das Terrain für eine Serie, an der der Blick schon fleissig werkelt. Unter dem Titel „Brisanter Bericht aus Bern“ wertet der Sonntagsblick die Einwanderungsstatistik 2006 auf die ‚Deutschen‘ hin aus und setzt sich schon mit dem Untertitel an die Spitze der Themenbewirtschaftung in der Medienarena. Was längst stattfindet, wird zur brisanten Aktualität: 24'700 Deutsche seien letztes Jahr in die Schweiz eingewandert: „Das sind so viele wie die Stadt Zug Einwohner hat“. Als Quintessenz dieser Textdramaturgie erfahren wir: „Im Klartext: Die Schweiz wird deutsch.“

Auf dieser Basis wird Elmar Ledergerber in seiner Eigenschaft als „Vorsteher der grössten Deutschen Stadt in der Schweiz“ interviewt und bringt dabei etwas hilflos zum Ausdruck, dass die Deutschen so beliebt seien wie die Aargauer. Mit Statistik, Dramatik und Ledergerber ist aber die Relevanzbeschaffung des Sonntagsblick noch nicht am Ende: Der Höhepunkt ist eine Online-Umfrage, gemäss der 66% der Leser der Meinung seien: „Es gibt zu viele Deutsche bei uns.“ Auf diese Weise kommt der Strukturwandel der schweizerischen Immigration im Boulevardmedium an.

Wie solche Relevanz- und Aktualitätskonstruktionen mit dem Brecheisen noch weiter ausgebaut werden können, demonstriert uns dann die Blick-Serie zum Thema, die das Blatt am Freitag, dem 16. Februar mit einem Paukenschlag lanciert. Zur besten Sendezeit, im Werbeblock zwischen dem Magazin „Quer“ und „10vor10“, zwängt der Blickspot zur Nationalhymne im Off das Schweizer Kreuz zwischen einen schwarzen und einen goldenen Balken. Beide Balken drohen es so zu erdrücken, dass das Rot der Schweizer Flagge zum blutroten Balken des deutschen Nationalblems wird. Damit ist die Serie „Wie viele Deutsche verträgt die Schweiz?“ lanciert. Am Montag, dem 19. Februar soll es vierteilig losgehen. Und das tat es dann auch, ohne jemals die Ausgangsfrage auch nur im Ansatz beantworten zu wollen. Von Teil 1 „So lästern die Schweizer »Ich kann kaum noch mit jemandem Schweizerdeutsch reden«“, über Teil 2: „Jetzt reden die Deutschen: »Natürlich haben die Schweizer Vorurteile gegen uns – aber wir umgekehrt auch«“, Teil 3: „Job-Angst – Nehmen uns Deutsche die Jobs weg?“ bis zum letzten Teil 4: „Schweizer & Deutsche im Nahkampf“ werden zunächst die zwei

simpelsten Formen der medialen Relevanzbeschaffung in eigener Sache eingesetzt: Quotes von Schweizern und Deutschen über Deutsche und Schweizer und zwar von der Flachmalerin in Benglen bis zum Informatiker in Waldshut und wieder eine „repräsentative Umfrage“ bei 500 Schweizern. Diese durften sich nun am Telefon für vorgefertigte Antworten entscheiden und zwar auf Fragen wie diejenigen, ob sie denn über Deutsche lästern würden (55% nie, 26% »ja hinter vorgehaltener Hand«; 16% »ja ich lästere offen«; 3% weiss nicht) oder wem (Deutsche, Österreicher, Franzosen und Italiener) sie die Attribute arrogant, sympathisch, zuverlässig und fleissig zuordnen wollen. Gewappnet mit dieser Umfrage versucht nun der Blick das zu bestätigen, was durch den Blätterwald an Stereotypen über die ‚Deutschen‘ schon lange und immer wieder rauscht, vorzüglich bei Fussballspielen deutscher Mannschaften („Killerinstinkt“, „Siegermentalität“, Blick, 23. Februar 2007) oder bei Staatsbesuchen, am Stammtisch und natürlich im Rahmen dieser Kommunikationsblase: Die Deutschen hätten „ein anderes Hierarchieverständnis“, „einen raueren Umgangston“ erfuhr das Publikum der NZZ am Sonntag am 5. Februar 2006, sie hätten den Eindruck, immer „direkter, eloquenter und entspannter zu sein als alle Schweizer“ (NZZ am Sonntag, 17. September 2006) und sie würden sich anders verständigen (!). Auch die „forsche Mentalität“ der ‚Deutschen‘ gegenüber den „harmoniebedürftige(n) Schweizern“ (Blick, 8. Februar 2007) und die „teutonischen Ellenbogen“ und das „kantige Hochdeutsch“ sind dem Publikum nicht unbekannt (Tages-Anzeiger, 10. August 2007). In der Blick-Umfrage klappt es mit diesen Stereotypen nicht so richtig. Die befragten Schweizer mit Festnetzanschluss ordnen den Deutschen die Begriffe fleissig (63%), zuverlässig (64%), sympathisch (57%) und arrogant zu (wenn auch nur zu 43%, während die Romands den Franzosen zu 57% dieses Attribut verpassen). Dass sich mit solchen Zahlen das Thema in dieser Weise kaum bewirtschaften lässt, hindert nicht an der Relevanzbeschaffung. Im Lauftext werden aus den 43% Arroganz einfach 49%, und es wird hervorgehoben, dass die ‚Deutschen‘ mit ihren 57% bei den Sympathiewerten hinter den Italienern, den Österreichern und den Franzosen „auf dem letzten Platz“ gelandet seien (Blick, 19. Februar 2007).

Der Abschluss und Höhepunkt dieser Bedeutungsaufladung besteht dann im Verweis auf Hunderte von Leserinnen und Lesern, die sich gemeldet hätten, und vor allem werden die grossen Wellen der Blick-Serie hervorgehoben, die diese bei Deutschen Radio- und TV-Sendern und in Österreich geschlagen hätten (Blick, 9. März 2007). In der Tat: Vom „Berliner Kurier“ über die Süddeutsche, „Der Sonntag“, in ZDF, RTL und

ARD bis hin zum „Spiegel“ drehte sich das Medienkarussell in Deutschland mit dem Höhepunkt eines Interviews mit dem Blick-Chefredakteur bei der ARD. Resonanz in den Medien schafft den Relevanzbeweis und diese Resonanz erreicht der Boulevard auch in der Schweiz. Damit wird am Thema weitergedreht, das ohne die Blickserie schon an Auszeichnung litt.

### **Die ‚Deutschen‘ als Lückenfüller**

Der erneuerte Schub, den das Thema durch die Blick-Serie erfahren hat, führt nun wieder in erhöhter Dichte zu Artikeln über die ‚Deutschen‘ in der Schweiz. Der Sonntagsblick titelt die Migration aus Deutschland tatsächlich als „Flucht aus dem Armenhaus“ (25. Februar 2007), der Blick berichtet von einem „Usse, usse, usse mit de Tüütsche“-Gegröhle von Schweizern in einem Mallorcaflug der Berlin-Air (Blick, 27. Februar 2007) und stellt die absurde Frage „Wieviele Schweizer verträgt das Deutsche Fernsehen?“ (9. März 2007). Und die NZZ macht wieder das, was sie schon vor der Blick-Serie gemacht hat: Sie nimmt den erneuerten Hype zum Anlass, um einmal mehr die Reformunfähigkeit Deutschlands zu beklagen und führt die Emigration als Beweis an (8. September 2006 / 31. Mai 2007). Ausserdem berichtet sie über ‚Deutsche‘ in Dialektsprachkursen (24. März 2007), ein sehr beliebtes Motiv, dem sich zuerst die NZZ am Sonntag, dann der Blick, der Tages-Anzeiger und auch noch das 10vor10 annehmen, und schliesslich wird wiederholt über deutsche Pfarrer in der Schweiz (z.B.: „Heiliger Bimbam! Kommen zu viele deutsche Pfarrer in die Schweiz?“, Blick, 23. Mai 2007), über deutsches Pflegepersonal und Zahnärzte und sehr häufig über deutsche Bus- und Tramchauffeure geschrieben, die versuchen, unsere Tramhaltestellen anzusagen. Bei den Printmedien tritt wiederholt der Deutsche auf, der in der Schweiz nicht als Deutscher bemerkt sein will und der sich darüber ärgert, dass mehr Deutsche kommen (z.B.: „Hiesige Deutsche gehen auf Tauchstation. Hilfe – Artverwandte aus dem Norden“, Tages-Anzeiger, 10. August 2007).

Durch dieses Kopieren von Themen wiederholt sich alles nochmals und nochmals ohne jegliche Bezugnahme auf ein anderes Medium, geschweige denn, dass eine Auseinandersetzung stattfinden würde. Die ‚Deutschen‘ sind nach der Blickserie zu einem Thema geworden, das Lücken füllt. Den politischen Gehalt muss man suchen. Inspiriert durch die früh auf die Medienkampagne aufspringenden Nationalräte Christoph Mörgeli und Otto Ineichen (die den ‚Deutschen‘ Integrationskurse verordnen: Blick, 27. September 2006) bezieht sich das Politische weit-

aus am häufigsten und in unpolitischem Gewand auf die Verhaltens- und Sprachunterschiede der ‚Schweizer‘ und der ‚Deutschen‘. Mit Abstand folgen die Arbeitsplatzkonkurrenz und der Lohndruck vor allem aus gewerkschaftlicher Perspektive und an dritter Stelle rangiert schliesslich die allseits als verfehlt deklarierte deutsche Wirtschafts- und Sozialpolitik. Entweder wird die Reformunfähigkeit Deutschlands (NZZ, 8. September 2006: „Deutschland – nach dem Volk ohne Raum nun ein Raum ohne Volk“) oder im Gegenteil die Durchsetzung einer völlig falschen Reform in Gestalt einer verfehlten Lohn- bzw. Kaufkraftpolitik beklagt (Sonntagsblick, 25. Februar 2007: „Flucht aus dem Armenhaus“). Mit diesen Foki zieht sich das Thema durch Frühling, Sommer, Herbst und Winter 2007. Der bemerkenswerteste Beitrag erscheint in der NZZ am Sonntag, dem 18. November 2007 und entstammt der Feder des deutschen Christdemokraten Heiner Geissler, der das Thema in der Schweiz energisch in einen politischen Kontext stellt: „Die SVP hat die Fremdenfeindlichkeit zum Programm gemacht, und sie bekommt Zulauf. In der Schweiz hat sich das Klima verändert, weil die SVP den Ton angibt und die anderen politischen Parteien sich mehr oder weniger anpassen oder wegducken, was auch für die Medien gilt.“ Für Geissler ist „ein wichtiger Grund für diesen Rechtsruck (...) die Angst vieler Menschen vor der Zukunft in einer globalisierten Welt, die von anonymen Kapitalinteressen beherrscht wird, aber auch die Angst vor einem Europa, das durch die überstürzte Osterweiterung und das Lohndumping der Osteuropäer die einheimischen Arbeitsplätze gefährdet.“ Deshalb: „Was der Pole für den Deutschen, wird der Deutsche für den Schweizer.“ Trotz seiner starken Thesen („Die Schweizer Luft ist noch nationalkonservativer als früher geworden. Autoritär, reaktionär, romantisierend rückwärtsgewandt, die heile Welt beschwörend, antimodern, gegen die Emanzipation der Frau, für autoritäre Erziehung und Prügelstrafe, gegen supranationale Einbindung und alles Fremde und vor allem gegen Europa – alles Eigenschaften, die dem klassischen Konservativen fremd waren.“) bleibt auch dieser, bewusst auf eine Kontroverse zielende Beitrag ohne Echo. Aber er stoppt immerhin für einen ganzen Monat das ‚Deutschen‘-Thema‘.

### **Das Thema findet die Wissenschaft und stirbt**

Erst am 19. Dezember 2007 pumpt sich die Kommunikationsblase zum vorläufig letzten Mal nochmals auf und findet endlich einen Weltbezug, der eine reflexive Wissensvermittlung begünstigt: Nachdem der Universitätsrat der Universität Zürich auf drei ordentliche und fünf ausseror-

dentliche Professuren Akademiker aus Deutschland berufen hat, findet der Tages-Anzeiger im Präsidenten des Studierendenrates („StuRa“) der Universität Zürich, den Interviewpartner, der das Stichwort für die Fortsetzung liefert: „Wir erreichen die Grenze des Erträglichen“. Im Rahmen des so betitelten Beitrags, in dem sich der Interviewte zum Studierendenrat äussert („Wir sind überhaupt nicht fremdenfeindlich, das läge überhaupt nicht auf unserer politischen Linie“) und die Gelegenheit nutzt, um die in der Tat nicht einfache Situation des wissenschaftlichen Nachwuchses zu betonen, lässt er sich auf die Frage „Unterschwellig sind die vielen Deutschen also ein Thema?“ zum Satz hinreissen: „Das kann man sagen. Wir erreichen – zumindest in einzelnen Fächern und Instituten – die Grenze des Erträglichen.“

Damit hat das ‚Deutschen‘-Thema ein konkretes Objekt, einen sozialen Ort und einen wirkmächtigen Quote: Professoren, die Universität Zürich und die Grenze des Erträglichen. Einen Tag darauf kommt unter dem Titel „Universität ist gegen Ausländerquoten“ und: „Die Grenze des Erträglich bei der Zahl der deutschen Professoren sei erreicht, sagen Studenten“ der Generalsekretär der Universität zu Wort, der unter dem Hinweis auf die Qualität von Lehre und Forschung keinerlei Grund sieht, eine Maximalquote für Ausländer einzuführen. Ausserdem lässt sich nun erfahren, dass andere schweizerische Universitäten hohe und höhere Ausländeranteile haben als die Universität Zürich und dass die Qualität der wissenschaftlichen Institutionen in der Schweiz im Vordergrund zu stehen müsse (Tages-Anzeiger, 21. Dezember 2007).

Im neuen Jahr und mit dem neuen Themenfokus nimmt sich nun die NZZ am ausführlichsten der Sache an, während sich der Boulevard aus dem Thema verabschiedet. In einer ganzen Kaskade von Beiträgen unter Titeln wie „Die deutschen Professoren am Pranger“, „Eine Bevorzugung von Schweizern ist fehl am Platz“, „Warum die Deutschen kommen“ und „Wer hat Angst vor deutschen Professoren?“ (14. Januar 2008), „NZZ-Blog: Deutsche in der Schweiz“ (17. Januar 2008) und „Neue deutsche Welle“ (19. Januar 2008) wird das Thema nochmals kräftig bearbeitet. Mit Verweis auf die Berufung von ‚Deutschen‘ wird in der NZZ zunächst die Emotionalität in Leserbriefen herausgestrichen („rücksichtslose aggressive alemannische Barbaren“), auf die „Grenze des Erträglichen“ verwiesen und auf hoch gehende „Wogen“ (14. Januar 2008): Es sei von einer angeblichen „Germanisierung der Universität“ die Rede und „ein sonderbares Unbehagen“ habe „die sogenannte geistige Elite des Kleinstaats erfasst“ (17. Januar 2008). Dazu lässt sie einen nicht genannten ehemaligen Dekan einer Westschweizer Universität

„von einem Klumpenrisiko in Zürich“ sprechen, und: „Die Ballung der Deutschen könne Probleme bereiten“ (14. Januar 2008).

In diesen Beiträgen haben jedoch Vertreter der Universität Gelegenheit, Stellung zu nehmen. Nachdem das ‚Deutschen‘-Thema im Teilsystem Wissenschaft einen klaren Bezugspunkt gefunden hat, erhöht sich das Reflexionsniveau. Der moderne Journalismus hat eine ‚Welt‘ gefunden, mit der man sich auseinandersetzen muss und über die etwas berichtet werden kann. Jetzt, in der Auseinandersetzung mit den Positionen der Universität, zeigt das Thema eine Geschichte, es wird in einen Zusammenhang gestellt, es wird die ewige Thematik jeden Nationalstaats, also Inklusion und Exklusion, sowie Partikularismus und Universalismus angesprochen, es wird nach 16 Monaten ‚Deutsche in der Schweiz‘ klar, dass es die Schweiz seit Jahren schon mit einer quantitativ bedeutsamen und wachsenden Immigration von Hochqualifizierten zu tun hat und es zeigt sich, dass diese Eigenschaft der Immigranten das Publikumsecho auf Leserbriefseiten und Medienblogs ausmacht.

Die Geburt der Universität Zürich vor 175 Jahren, so erfährt das Publikum, wäre ohne Professoren aus Deutschland nicht möglich gewesen, Professoren nach denen später Strassennamen in Zürich benannt worden seien (NZZ, 14. Januar 2008). Ausgerechnet am Beispiel der Universität, die hoch qualifizierte Immigranten immer anzog, wird klar, dass die Elitenmigration in die Schweiz insbesondere im 19. Jahrhundert stattfand während vor allem die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts im Zeichen einer Unterschichtung durch niedrig qualifizierte Arbeitsmigranten stand („Die Schweiz zieht nicht nur Ausländer aus tiefen sozialen Schichten und mit schlechter Bildung an. Sie ist auch attraktiv für hochgebildete Akademiker und Führungskräfte“ entdeckt die NZZ am 19. Januar 2008). Anhand der Wissenschaft, die keine Grenzen haben darf, wenn die Qualität von Forschung und Lehre nicht dem Provinzialismus verfallen soll, kam der Themenaspekt von Inklusion und Exklusion, Partikularismus und Universalismus differenziert zur Geltung: Während Kniegelenke auf der ganzen Welt gleich aussehen, weist etwa das schweizerische Rechtssystem, selbstverständlich auch das politische System oder das Mediensystem, Besonderheiten auf, die Spezialkenntnisse verlangen. Auch diese Kenntnisse sind nicht an die nationale Zugehörigkeit geknüpft, aber sie verlangen, im Unterschied zum Gelenkspezialisten, eine wissenschaftliche Beschäftigung mit ‚Helvetia‘. Diese Differenz der Fakultäten zeigt sich auch als Differenz der Zahl ausländischer Forscherinnen und Forscher. Durch diesen Bezug des ‚Deutschen‘-Themas zu einer Welt ausserhalb der Medien erfährt das Publikum auch, dass die Universität erfolgreich hoch qualifizierte Einwanderer anzieht,

dass sich die Universität schon lange mit dem Problem der Nachwuchsförderung in einem Umfeld beschäftigt, in dem die universitären Gehälter für den Mittelbau und die Unsicherheit der akademischen Laufbahn Schwierigkeiten bereiten und es erfährt, dass dem Rektor der Universität „diese Diskussion ziemlich peinlich“ ist (NZZ, 14. Januar 2008).

Neben einem recherchierten Beitrag in der Sonntagszeitung, der den Wettbewerb um Qualifizierte Immigranten als Teil des globalen Standortwettbewerbs charakterisiert und die ‚Deutschen‘ gleich zum entscheidenden Faktor der schweizerischen Wirtschaft ernennt („Die Schweizer Wirtschaft boomt dank Deutschen – nun sollen noch mehr geködert werden“, Sonntagszeitung, 27. April 2008), einem Bericht zum „Eclat im Studentenrat wegen Aussagen zu deutschen Professoren“ (Tages-Anzeiger, 28. Februar 2008), einem Stilbund der NZZ am Sonntag („Die Deutschen sind unsere besten Freunde“) über Mode und Design aus Deutschland (2. März 2008), einem Bericht über Vandalismus gegen Autos ‚Deutscher‘ schliesst das 10vor10 das Thema mit der Reproduktion dessen ab, was alle schon gemacht haben: „Deutsche lernen Schweizerdeutsch“ (28. April 2008).

## **Fazit**

Die Problematisierung des Fremden in der öffentlichen politischen Kommunikation ist ein Phänomen, das sich bei allen Gesellschaften beobachten lässt. Die Problematisierung des Fremden ist konstitutiv für die Imagination von Gemeinschaft in der Gesellschaft, d.h. für die Stabilisierung eines „Gemeinsamkeitsglaubens“, der auf das Fremde, Nicht-Zugehörige angewiesen ist. Das Fremde markiert die Grenze des Zugehörigen und aufgrund der kenntnisarmen Einfältigkeit der Stereotypen des Fremden gegenüber der kenntnisreichen Komplexität des Nicht-Fremden weiss man, wer man ist, indem man weiss wer man nicht ist. Das Fremde ist also konstitutiv für das Zugehörige und wir leben recht gut mit Stereotypen, weil wir normalerweise wissen, dass es sich um Stereotypen handelt. Wenn wir es genauer wissen wollen, dann werfen wir diese Hilfskonstruktionen über Bord und informieren uns. Diese Informationen erwarten wir zu recht von den Medien. Stereotypen müssen sie uns dann nicht liefern, denn diese haben wir schon. Was denn sonst?

Entscheidend für die Qualität der öffentlichen Auseinandersetzung mit dem Fremden wäre die genaue Beschreibung des Phänomens zunächst in seiner objektivierbaren Bedeutung in Gestalt der rechtlichen Grundlagen, des Migrationstyps hinsichtlich Herkunft und Qualifikation, der be-

sonders betroffenen Branchen, ihren Bedürfnissen und die Berufsfelder und -positionen die durch Migrationskohorten besetzt werden. Dann gehört zum Phänomen auch die Beschreibung seiner sozialen Bedeutung, d.h. insbesondere der Normveränderungen hinsichtlich der Erringung von Statuspositionen, der damit verbundenen Arbeitsmotivation und Betriebsloyalitäten etc. Schliesslich gehört zum Phänomen selbstverständlich auch die emotionale Dimension, die Verunsicherung durch gewachsene Konkurrenz auf Berufspositionen, die Ängste hinsichtlich der Erosion kulturell verankerter Interaktionsformen und traditionellen Selbstverständlichkeiten. Freilich setzt all dies aussermediale Recherche voraus, das Interesse für den sozialen Wandel und Fragestellungen, die diesem auf die Spur kommen. Als blosses Medienthema bleibt dagegen die Auseinandersetzung mit dem neuen Fremden in einem wechselseitigen Copy-Paste-Journalismus sowie in platten Stereotypen stecken und die Relevanzbeschaffung tritt an die Stelle der Recherche.

Nun ist dieser Mainstream-Journalismus auch Ausdruck der nach wie vor dominierenden Problematisierung des Fremden in Gestalt der Unterschichtungsmigration. Wer sich für die härtesten, resonanzreichsten und längsten politischen Auseinandersetzungen in der Schweiz interessiert, der stösst nicht auf Kaiseraugst, Jeanmaire, Seveso, das Waldsterben, die Fichendebatte, die Holocaustdebatte, die Finanzplatzdebatte oder die Auseinandersetzung über die Sicherheitspolitik oder Energiepolitik, sondern seit den 1960er Jahren auf die permanente Problematisierung des Fremden in der Gestalt der Unterschichtungsmigration. Stereotypen (Immigration gleich niedrige Qualifikation) konnten sich dabei so verfestigen, dass sie als solche nicht mehr erkannt wurden. Dies ist der Grund, warum das ‚Deutschen‘-Thema erst am Ende seiner langen Karriere auf seine eigentlich neue Charakteristik, die Immigration gut und hoch Qualifizierter gestossen worden ist. Bei den Professoren erfolgte dies zwar am falschen Beispiel, weil die grenzenlose Wissenschaft das schon immer praktiziert. Trotzdem: Jetzt wäre das Thema an einem Punkt angekommen, an dem relevantes Orientierungswissen produziert werden könnte. Jetzt liesse sich die Thematik unabhängig von der nationalen Herkunft der Immigrierenden, losgelöst von den uralten und trägen Stereotypen und fokussiert auf die Veränderungen in der Arbeitswelt bearbeiten. Denn die Migration von Mittelschichtsangehörigen und die Überschichtung verstärkt die neue Unsicherheit insbesondere in den gut situierten Mittelschichten. Hier gibt es einen sozialen Ort der Alltagsbedrängnis im Wettbewerb um Status und Macht, in den mittleren und höheren Chargen im Unternehmen. Für diese Chargen sind die flankierenden Massnahmen nicht gedacht. Hier stösst die Durch- und

Überschichtung auch auf Kulturbestände, die als wertvoll und als gefährdet betrachtet werden und als Bestandteil intrinsischer Arbeitsmotivation wichtig sind. Hier geht es in der Tat um Integrations- und Anpassungsprozesse, die nicht leicht sind. Im „What the hell is a Lehrling?“ eines angelsächsischen Managers eines grossen schweizerischen Chemieunternehmens manifestiert sich die Anforderung an eine Globalisierung, die eine Berichterstattung verdient, die reflexives Wissen produziert anstatt Stereotypen zu reproduzieren. Erst dann hätte die Schweiz die Chance Debatten über ihre Ausländerpolitik zu führen, die auf der Höhe der Zeit sind.